



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

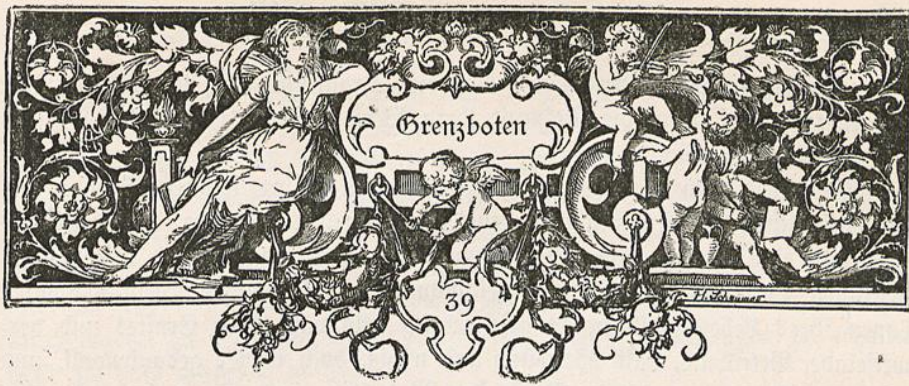
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Königin Luise und die preußische Politik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Königin Luise und die preussische Politik



ie eine Idealgestalt, die kaum noch am Irdischen haftet, schwebte die Preußenkönigin vor dem Auge der Zeitgenossen. Allen von ihnen, die ihr näher treten durften — und es waren die Besten der Nation —, erwuchs daraus eine tiefe, merkwürdig einmütige Verehrung für ihre Person. Nicht nur das Auge des Künstlers wurde bezaubert von so viel Liebreiz der äußern Erscheinung, von dem hohen Ebenmaß der Gestalt, dem Sonnenglanz der seelenvollen Augen, der Anmut zu gehen und zu grüßen, von dem Wohlklang der Sprache, der die süddeutsche Mundart etwas Behagliches verlieh. Die Hofleute priesen ihre frische Lebenslust und ihr heiteres Temperament, ernste Denker ihren feinen Esprit. Jeder Gute war entzückt von der Reinheit ihrer Seele, ihrer gesunden, allem Sentimentalen fernen Frömmigkeit, ihrer Herzensaufrichtigkeit.

Als sie aber dahin gesunken war in der Blütezeit ihres Lebens, da erschien sie — jemand hat es den schönsten Teil dieses Lebens genannt — auch den Überlebenden wie der gute Engel für die gute Sache. Wir lesen aus den Liedern der Freiheitskämpfer, wie die tapfern jungen Krieger entflammt waren von dem Gedanken an ihren Schmerz um den Niedergang ihres Vaterlandes, von dem Verlangen, das frühe Verblühen der Königsrose an dem ungroßmütigen Sieger zu rächen.

Dieses, der Zauber ihrer persönlichen Erscheinung und die Trauer um ihren vorzeitigen Hingang, waren die Akkorde, auf denen sich den Zeitgenossen die hohe Symphonie der Begeisterung für die königliche Frau aufbaute.

Und sie ist nicht nur in jenem Zeitalter erklingen! Ja man möchte fast glauben, dem Geschlecht, das die Vollendung Deutschlands sah, sei gerade das irdische Unvollendetsein an dem Leben und Streben der Königin als etwas besonders Ergreifendes und Sympathisches erschienen. Um so eher begnügte man sich für die Erkenntnis ihres Wesens mit dem von den Zeitgenossen überlieferten Gesamteindruck. Für den ernststen Forscher aber stellte sich immer wieder das Unvermögen heraus, aus dem Wenigen, was liebevolle Bewunderer von ihr erzählten, aus einigen von ihr überlieferten Aussprüchen oder Briefen ihre innerste Art zu ergründen.

„Nur aus dem Widerscheine, den dies strahlende Bild in das Herz der Zeitgenossen warf, kann die Nachwelt ihren Wert erraten,“ mußte auch Heinrich von Treitschke gestehn.

Da haben nun die Forschungen der letzten Jahre in den Briefen und den Tagebüchern der Königin eine neue reiche Quelle erschlossen. Es liegt uns schon jetzt eine umfangreiche Korrespondenz mit ihrer Familie und befreundeten fürstlichen Personen vor, dazu Aufzeichnungen aus besonders bedeutungsvollen Tagen ihres Lebens. Gewandt geschrieben, bald voll tiefen Ernstes und verzweifelnder Betrübniß, bald übermütig und witzig, doch immer gedankenvoll, und was mehr ist, getragen vom Geiste der Wahrheit; sagte sie doch selbst, ihre Briefe seien wie der Spiegel ihrer Seele.

Damit ist nun eine wichtige Grundlage gelegt, auf der man statt des verklärten ein wirkliches Bild ihres Wesens und Wirkens, ihrer Entwicklung im ganzen wie der Triebfeder ihres Handelns im einzelnen wird aufrichten können. Auch die Anschauung, gerade das sei ein Prüfstein ihrer Bewertung, daß man von ihren Taten so wenig zu sagen wisse, wird nicht mehr bestehen vor den Beweisen starker Selbstbetätigung auf politischem Gebiete, die uns die neue Forschung geliefert hat.

Es war nicht nur äußerlich ein recht ungleicher Bund, zu dem am Weihnachtsabend des Jahres 1793 die damals siebzehnjährige Prinzessin eines kleinfürstlichen Hauses, das in Süddeutschland eine zweite Heimat gefunden hatte, ihre Hand dem Kronprinzen des angesehensten norddeutschen Staates gereicht hatte. Aber es folgte eine Reihe von Jahren voll behaglichen Hinlebens, jugendlicher Sorglosigkeit. Wie die Nebel vor der Sonne wichen die unlaute Gestalten, die den alternden König Friedrich Wilhelm den Zweiten umdrängt hatten, vor der goldnen Herzensreinheit der jungen Fürstin, als sie vier Jahre später selber die Herrin des Hofes wurde. Sonst aber brachte der Thronwechsel wenig Änderung; die Politik wechselte ihren Kurs nicht. Nach wie vor hielt der junge König an der unheilvollen Passivität fest, die Preußen seit dem Basler Frieden den großen Kriegskläften Europas gegenüber beobachtet hatte. Während draußen die Kriegsflammen loderten, den Reichsbau vollends ins Wanken brachten und eins der kleinern Fürstenthümer nach dem andern vernichteten, wähnte der König sein Haus wohl geborgen hinter der festen Mauer der Neutralität. Und doch war gerade diese sich gleichgiltig der neuen Weltlage verschließende Haltung später die Ursache des Zusammenbruchs.

Auch im Innern des Staates kam man nicht über einige wohlgemeinte Entwürfe hinaus. Das ganze politische Leben war eben schwunglos und unberührt von den Umwälzungen des Zeitalters. Die Königin hat später richtig diesen Zustand mit den Worten charakterisiert: „Wir waren eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen“ und hat damit eingestanden, daß auch sie sich nicht frei fand von der Schuld daran, daß es dahin gekommen sei.

Freilich sie wäre ja zunächst selber noch viel zu jung und unerfahren gewesen, als daß sie eigne Anregungen zu einer Änderung der Verhältnisse hätte geben können. Ihre geistige Vorbildung, die wir geradezu als bürgerlich einfach bezeichnen können, war nicht geeignet gewesen, sie für eine ernste verantwortungs-

volle Stellung vorzubereiten. Wohl war sie sich dessen selber bewußt, und in rastlosem Bildungstrieb ist sie bemüht, die Lücken zu ergänzen: voll jugendlichen Eifers versenkte sie sich in Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte, begeisterte sich für Schiller, bildete ihr Verständnis für die Geschichte an Gibbons großem Werk; auch künstlerische Pläne, wie die Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Zweiten, fanden ihr Interesse. Leicht wurde ihr die Vertiefung ihres Wissens nicht. Ihr fehlten, wie sie mutig selber gesteht, oft die einfachsten Grundlagen; die Hoffnung aber, von ihrem Gemahl Anregungen zu erhalten, hatte sie bald aufgeben müssen.

Der trockne, nüchtern denkende, wenig gesprächige Fürst hatte ihr schon als Bräutigam die stärkere Zuneigung entgegengebracht, und auch die Ehe trug ihm den meisten Segen; er gab ihr wenig zurück, was ihrer Natur, ihren geistigen Neigungen entsprach. Doch hatte sie seine sittlich ernste und ruhige Art schätzen gelernt, mit der er sie in den ersten Jahren durch die verschlungenen Pfade des Hoflebens leitete, zumal da ihr Weg gekreuzt zu werden drohte von dem genialen, bestrickenden Prinzen Louis Ferdinand. Seitdem fügte sie sich, mochte es ihr auch manchmal schwer sein, in die Leitung ihres Gemahls, fügte sie sich in die Pflichten des „Soldatenweibes,“ harrete bei ihm, der nun einmal an dem kleinlichen Dienstleben der Potsdamer Garnison Gefallen fand, treu aus und verzichtete ihm zuliebe darauf, das gesellschaftliche Treiben und auch das geistige Leben am Hofe weiter auszugestalten. In Darmstadt aufgewachsen, wo ein reger Verkehr in der aus Deutschen und aus Franzosen gemischten Gesellschaft bestand, hat sie diesen Mangel hart empfunden, doch sie gab nicht aus Bequemlichkeit nach, sondern, wie ein herrlicher Brief an ihren Bruder und Vertrauten zeigt, weil „es die Stimme ihres Herzens verlange.“

In der That, nur dadurch, daß sie sich in den trüben, schwer zu nehmenden Gemahl schickte, seinen Schwächen zart und schonend zur Hilfe kam, gelang es ihr später, ihn zu ergänzen und anzuregen, in der Politik ihm aber eine feste Stütze zu sein. Einstweilen jedoch hielt der König sie hiervon so gut wie ganz fern.

Selbst unter dem Einfluß seiner Kabinettsräte stehend, wachte er eifrig darüber, daß ihm das Regiment nicht noch mehr geschmälert werde. Mißte sich aber die Königin dennoch ein, so wurde er wohl ungehalten und wies auf seine Schwägerin, die Prinzess Wilhelm, hin, „die sich um nichts kümmern wie um das, was in ihr Departement gehöre.“

Im Jahre 1799 wurde Friedrich Wilhelm zuerst vor eine wichtige politische Entscheidung gestellt: die gegen Frankreich vereinten Mächte umwarben den König, ihn zum Beitritt zu bewegen. Noch können wir nicht sagen, ob auch die Königin an den sehr umfangreichen Verhandlungen beteiligt war, und ob sie auf seiten des Ministers Haugwitz gestanden hat, der gegen Lombard für den Krieg eintrat. Direkten Einfluß aber hat sie schwerlich gehabt. Derlei Fragen aus eigener Kraft zu beurteilen, lag ihr noch fern. Was wir aus ihren Briefen herauslesen über die Beurteilung wichtiger politischer Personen, etwa des Zaren Alexander und Napoleons, trägt noch kein individuelles Gepräge. Sie begeistert sich eben so eifrig für den Vorschlag Napoleons, Friedrich Wil-

helm möge die Kaiserkrone annehmen, wie sie nach der Erschießung des Herzogs von Enghien gern öffentlich gegen Napoleon demonstriert hätte. Alles das sind mehr spontane Gefühlsäußerungen, keine politischen Erwägungen.

Aus ihrer frohen Sicherheit, die sich von jeder Verantwortung noch frei wähnte, schreckte sie kein geringerer auf als Napoleon. Als er 1805 seine Truppen durch preussisches Gebiet marschieren ließ, war der König empört über diese Beleidigung; doch blieb er weiter zaghaft und unentschlossen. Für die Königin aber liegt hier der Wendepunkt in ihrem Verhalten zur Politik. Sie verließ ihren passiven Standpunkt, sie wirkte auf den Lauf der politischen Geschäfte überall ein, wo sie auf Einfluß hoffen durfte. Wohl war sie sich darüber im klaren, daß das eigentlich außerhalb ihrer Sphäre liege, aber es trieb sie das Bemühen, ihrem Gemahl mehr Halt und Unabhängigkeit zu geben. War ihre daraus entspringende Betätigung also auch von den besten Motiven geleitet — glücklich im Erfolge war sie darum doch zunächst nicht, auch war sich die Königin nicht immer klar über die Tragweite ihrer Bestrebungen und Entschlüsse.

„Die Königin ist sehr kühn,“ schreibt, dies andeutend, der österreichische Gesandte Metternich, der kurz nach der Ansbacher Affäre in Berlin erschien, wo damals — Mitte 1805 — Zar Alexander weilte. In der Tat, sie verfocht mit Feuereifer den Anschluß an Rußland und damit den Krieg; sie war anwesend, als über dem Sarge Friedrichs des Großen die beiden Monarchen einander ewige Treue schwuren. Und als Haugwitz von seiner Mission bei Napoleon gänzlich geschlagen zurückkehrte, da versuchte sie die Genehmigung des demütigenden Schönbrunner Vertrags zu hintertreiben, zur Freude des Prinzen Louis Ferdinand, des Führers der preussischen Kriegspartei, aber zur geringen Befriedigung des Königs oder seiner Minister. Einer von ihnen beklagte sich gar über die Unruhe, die durch das Eingreifen der Königin in die Verhandlungen hervorgerufen werde. Da erfuhr er dann die verdiente Zurechtweisung: „Unruhe? Mein lieber Hoym, es ist nur eins zu tun, das Ungeheuer zu schlagen, dann reden Sie mir wieder von Unruhe.“

Als der König, schlecht beraten und allzu ehrlich einem so gefährlichen Gegner gegenüber, den Vertrag trotzdem genehmigt hatte, wurde es der Königin zu einer Ursache körperlichen und seelischen Leides, daß das nicht geschehn war, was nicht nur Preußens Bestand, sondern vor allem seine Ehre zu retten vermocht hätte.

Ein ähnliches Streben, dem tatkräftigen Handeln zur Geltung zu verhelfen, zeigte sie auch in den kritischen Fragen der innern Politik. Im April 1806, kurz vor dem Ausbruche des Kriegs, versuchte die Berliner Fronde die Kabinettsregierung zu stürzen und die Verwaltung zu reorganisieren. Da nahm die Königin ohne Wissen ihres Gemahls von den Beratungen Kenntnis. Eine von Stein verfaßte Denkschrift wurde ihr vorgelegt, doch die scharfe Tonart, in der der kühne Mann gegen seine Gegner focht, fand nicht ihren Beifall. Sie empfahl vielmehr, Hardenberg, dessen höfische, gewandtere Art ihr schon damals mehr zusagte, mit der Abfassung zu betrauen und riet zugleich, das Schriftstück von einer Anzahl hervorragender Personen unterschreiben zu lassen, darunter auch

von Militärs. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie wenig gerade dieser Umstand geeignet war, den ganzen Plan zu fördern. Wenn die Opposition trotzdem dem Räte der Königin folgte, so mag das wohl geschehen sein, weil sie dann um so sicherer auf ihre persönliche Unterstützung hoffte. Mit Unrecht. Denn als die Königin die an sich berechnete Empörung ihres Gemahls über das taktisch ungeschickte Vorgehen der Kriegspartei sah, verhielt sie sich entgegen ihrer ursprünglichen Absicht passiv, um, wie sie sagt, ihren Gemahl nicht noch mehr zu erregen.

Ein unfreundlicher Beurteiler könnte hier auf den Gedanken kommen, von einer Konspiration zu reden, und es scheint auch, als ob es damals nicht an derlei Gerüchte gefehlt habe, wonach es zu ernstern Zerwürfnissen zwischen König und Königin gekommen sei. Diese war in der Tat einen gefährlichen Weg gegangen; sie selber war sich dessen bewußt, wie ihre damals an Hardenberg gerichtete Bitte beweist, ihre Briefe zu vernichten. Trotzdem wurde das Vertrauen der beiden Gatten zueinander nicht auf die Dauer gestört. Diesen Gedanken lehnt die Königin aufs deutlichste ab, wenn sie im Mai an den ihr so nahe stehenden Zaren schreibt: „Nur mit Bedauern verlasse ich den König, der mir mehr als je seine Anhänglichkeit und die rührendste Freundschaft beweist.“

Dieser Brief fällt kurz vor die Abreise nach Bad Pyrmont. Gewiß kann also diese längere Abwesenheit der Königin vom Hofe nicht als Symptom der Entfremdung betrachtet werden. Wir sehen auch aus weiteren Briefen, wie sie bemüht war, wenn schon auf anderm Wege als vorher, ihren Gemahl zu einer bewußten Politik zu bewegen. Er hatte gerade damals in einer Denkschrift an den Zaren dessen Hilfe „zu einer umsichtigen Verteidigungspolitik“ verlangt. Dazu schreibt nun Luise:

Das habe ich immer gewünscht, und das ist es, was nötig war. Überhaupt ist mehr Selbstvertrauen das einzige, was Dir fehlt. Hast Du das erst einmal gewonnen, so wirst Du sehr viel schneller zu einem Entschluß kommen, und ist der Entschluß einmal gefaßt, wirst Du strenger darauf halten, daß Deine Befehle befolgt werden. Gott hat Dir alles gegeben, den richtigen Blick, eine Einsicht, die einzig dasteht, da sie fast immer von Kaltblütigkeit geleitet wird. Ziehe Nutzen daraus und laß Deine Diener Deine Überlegenheit fühlen.

Zugleich versucht sie sich in diplomatischen Geschäften, bewegt den gichtgeplagten Kurfürsten von Hessen dazu, sie in Pyrmont zu besuchen, und will ihn zum Kriegsbündnis mit Preußen bestimmen. Erfreut berichtet sie dem Könige, der ihr Weisungen gegeben hatte, der Erfolg werde günstig sein: „Ich glaube, die gute Meinung von meinem Geiste (deren Du in Deinem letzten Briefe Erwähnung tust), der Dir, liebster Freund, stets zur Verfügung steht, nicht Lügen gestraft zu haben. Es tut mir leid, daß diese Gabe Gottes nicht größer ist, denn wie gerne würde ich Dir wirklich nützlich sein.“

Begreiflich wird nun, wie auch Haugwitz zu der Zeit der Kriegserklärung vorschlagen konnte, Friedrich Wilhelm möge seine Gemahlin zu den Beratungen zuziehen, wiewohl die eigentlichen Gründe dazu schwerlich ganz uneigennützig waren. Daß es ihr dazu an Einsicht nicht gefehlt hätte, beweist das Urteil von Friedrich von Gentz, den sie, gewiß nicht ohne Absicht, vor der Schlacht von Jena in ein längeres politisches Gespräch zog. Er erstaunte über ihre Ver-

trautheit mit politischen Fragen, über die Genauigkeit, womit sie jedes Datum zitierte, jedes Ereignis kannte, und über die Umsicht, womit sie auf die unbedeutendsten Geschäfte aufmerksam machte.

Aus dieser Unterredung ist besonders eine Äußerung der Königin bisher oft zur Charakterisierung ihrer Stellung zur Politik benutzt worden. Wenn sie hier gesagt hat, daß sie in öffentlichen Angelegenheiten nie zu Rate gezogen worden sei und auch nie danach gestrebt habe, so trifft das ohne Vorbehalt zu; denn politischer Ehrgeiz lag ihr fern. Im übrigen aber sind die Worte aus einer Zurückhaltung heraus gesprochen, die in diplomatischen Rücksichten gegenüber dem in fremden Diensten stehenden Agenten genügend begründet war.

Unzweifelhaft ist das frische, mutige Eingreifen der Königin ein erfreulicher Lichtblick in der unerquicklichen Vorgeschichte des Kriegs. Von weniger glücklichen Folgen war freilich ihr Entschluß, dem Könige ins Feldlager zu folgen. Ihre Absicht, den Mut der Soldaten und der Offiziere zu heben, ist ja unverkennbar, und es mögen auch anfangs viele mit Freude auf ihre Fürstin geschaut haben, die selber die Uniform des altberühmten Pasewalker Dragonerregiments trug. Aber als die Königin bei Muerstädt vor den Bajonetten der Franzosen eiligst in Sicherheit gebracht werden mußte, beeinträchtigte das die Stimmung des Heeres aufs ärgste.

Auch vom politischen Standpunkt aus war es ein Fehler, daß sie sich so weit vorgewagt hatte. Denn ihr unritterlicher Gegner nahm gerade diesen Umstand zum Ausgangspunkt der höhnischen Angriffe gegen die Königin, die in seinen Bulletins und in den Spalten einiger Berliner Zeitungen alsbald erschienen. Die tatsächlichen Angaben dieser Artikel sind in der Hauptsache richtig, so, daß sich die Königin seit 1805 politisch betätigt habe, daß sie an der Spitze der Kriegspartei stehe. Gewiß war es maßlose Übertreibung, wenn es hieß, Preußen sei durch ihre Ratschläge an den Rand des Abgrundes geführt worden; aber daß sie ins Feldlager gekommen war, um den kriegerischen Geist zu heben, traf wiederum zu.

Aber wie edle, für sie selbst eine tiefe innere Berechtigung in sich tragende Gründe die Königin dabei befeelt hatten, darüber schwieg Napoleon nicht nur, er entstellte sie vielmehr und legte ihr die niedrigsten Motive unter, wenn er sie bald eine Armida, bald eine Helena nannte oder sie gar mit der berüchtigten Lady Hamilton verglich. Wer sich, wie hier die Königin, mitten in den politischen Kampf hineinstellt, muß auch gegen scharfe persönliche Angriffe gewappnet sein. Aber uns zuckt doch heute das Herz, wenn wir diese scharf geschliffnen widerhaftigen Pfeile prüfen, die hier Napoleon gegen die Königin abschnekte, wir fühlen es nach, daß sie aufs tiefste davon verwundet wurde, um so mehr, als, wie wir lesen, auch aus ihrer Umgebung Vorwürfe kamen, daß sie zu sehr dem Kriege das Wort geredet habe. Sollte den König selber sein Kleinmut dazu getrieben haben? Menschlich begreiflich wäre es. Sie selbst aber war sich nachher immer bewußt, das Rechte gewollt zu haben: „Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht in der Sache den Ausschlag gab, aber es wird mir doch oft gesagt, als wäre es so. Die Folgen beweine ich oft, nicht aber das Prinzip der Handlung und nicht die Handlung selbst. Nie werde ich beweinen, was Ehre und Selbstgefühl heiligen.“

In den nächsten Monaten war sie freilich von der ihr aufgeladenen Verantwortung seelisch auf das tiefste bedrückt; dazu kam ihre schwere körperliche Erkrankung. Mitten in der Krisis mußte sie von ihren Getreuen vor den Franzosen geflüchtet und über das Eis des Haffs, die Wellen der Ostsee und die Schneefelder Ostpreußens nach Memel gebracht werden. Wie aber ihr zarter Körper hier alle Gefahren bezwang und die Krise überstand, so ging ihre Seele siegreich aus schweren innern Kämpfen hervor. In den Tagen, wo sie — es war in einem ostpreußischen weltfernen Dorfe — Harfners Klage lied in ihr Tagebuch schrieb, lernte sie begreifen, daß die Zeit der kummervollen Nächte, die über das Vaterland hereingebrochen war, keine unverschuldete Prüfung sei, derenhalber man sich beklagen dürfe wie über erlittne Unbill; sie verstand, daß ihre und des Landes Leidenszeit eine notwendige Folge der Sorglosigkeit war, womit der Hof, sie selbst mit eingeschlossen, die Beamten, das Heer dahingelebt hatten. Aber ihr genügte nicht die Erkenntnis, daß sich alle Schuld auf Erden rächt, sie setzte sie um in die Tat. Ein starkes Gefühl der Verantwortlichkeit, ein volles Bewußtsein dessen, was ihre Stellung verlange, ist in ihr damals erwacht.

Bei keinem der Männer, die in Preußen in der ersten Reihe standen, hat das nationale Unglück so rasch so starke sittliche Kräfte erweckt, wie bei dieser einzigen Frau. Und so konnte sie denn in den schwersten Stunden, die dem König und dem Lande noch bevorstanden, den Männern das leuchtendste Beispiel geben von unerschütterlichem Mut und zähem Festhalten an dem, was Preußens Ehre ausmachte. Lebhaft wirkte sie dahin, daß der König die von Napoleon im November angebotne Annäherung ablehnte; nach der Schlacht von Eylau bestärkte sie ihren Gemahl im Festhalten an Rußland, spornte sie den Zaren zu regerer Kriegstätigkeit an.

Mehr als je drang sie darauf, daß im preußischen Ministerium Männer von Ehrgefühl saßen. Je eifriger Napoleon das Verbleiben Hardenbergs ankämpfte, um so stärker beschwor sie den König, gerade diesen „superben“ Mann zu decken.

Der übrigen bisherigen Minister gedenkt sie ob ihres Schwachmuts mit bitterem Spott, als sie an ihrer Abfahrt von Memel durch den Sturm gehindert wurde. „Sch hätte ihn gern den Fischen gegönnt,“ schreibt sie von einem mit scharfem Wort.

Und wiederum, als die Tage von Tilsit bevorstanden, da beschwört sie ihren Gemahl, Preußen nicht tributpflichtig werden zu lassen, wie es so vielen andern ergangen war: „Gebietsverlust darf uns nichts sein im Vergleich mit der Aufopferung unsrer Freiheit. Gibst du die Freiheit auf, so wirst du zum Gespött der Welt!“

Ist das nicht ein heldenhafter Mut, der uns an die Zeiten mahnt, wo die Germanenfrauen nach verlornen Schlacht lieber in der Wagenburg sterben als Sklavinnen werden wollten? Welchen Eindruck müssen die Zeitgenossen, muß die Umgebung erst davon gehabt haben! Nur die Größe dieses Eindruckes kann einigermaßen erklären, aber nie entschuldigen, wenn schwache und kopflose Männer nun auch geglaubt haben, die Königin könne etwas erreichen gegenüber

einem so kalten Rechner in politischen Dingen, wie Napoleon es war. Die Königin selber sah schärfer; so mutig sie sonst war, sie hat sich von Anfang an keinen Erfolg von einer persönlichen Einwirkung auf Napoleon versprochen. Trotz den Ermunterungen, an denen es ihr Gemahl nicht fehlen ließ, schrieb sie ihm kurz vor ihrer Abreise von Memel nach Pictupöhnen: „Ich schmeichle mir mit nichts. . . Leb wohl, ich kann Dir keinen größern Beweis meiner Liebe und meiner Ergebenheit für das Land, an dem ich hänge, geben, als dorthin zu kommen, wo ich nicht begraben sein wollte.“

Es verschlägt wenig, wenn wir jetzt ihren eignen Aufzeichnungen über die Begegnung entnehmen können, daß Napoleon unter dem Eindruck der ersten Unterredung etwas unsicher geworden zu sein scheint. Das politische Endergebnis konnte nichts andres sein als ein Mißerfolg. Einigermassen versöhnend wirkt es, daß der persönliche Eindruck, den die Beteiligten hier voneinander gewannen, ihre gegenseitige Bewertung dauernd modifiziert hat. Napoleon, der allen später aufgetauchten Märchen zum Trotz hier durchaus Kavaliere blieb, hat sie seitdem nie mehr angegriffen. Luise aber konnte sich der Macht des Genius, der aus dem Antlitz ihres Gegners sprach, nicht entziehen. Sie urteilte von da ab milder über ihn, vielleicht auch, weil sie empfunden hatte, daß auch dieser eiserne Mann nicht unberührt geblieben war von der sittlichen Macht des guten Rechts, die in ihr wohnte und aus ihr sprach. Die Hoffnung, eben diese Macht möge ihn einst vollends besiegen, gab ihr trotz aller Bedrücktheit gerade damals ihre Seelenruhe zurück, wo sie ihrer am nötigsten bedurfte.

Und so kämpfte sie auch weiter, nachdem Preußen durch den Tilsiter Frieden einen großen Teil seines Gebiets verloren hatte. „Ich verzage nicht für das innere Wohl des Landes. Das Elend ist jetzt ohne Grenzen, allein es ist noch manche Kraft unerwacht, manche Quelle nicht aufgetan, die, wo nicht Segen, so doch Ersatz bringen kann.“ Es ist zum großen Teil ihr Verdienst gewesen, in der Person Steins für einige Zeit die wertvollste Kraft, über die Deutschland damals verfügte, an der Seite des Königs erhalten zu haben, bis der Grundstein zu Preußens Wiederaufbau gelegt war. Sie suchte dem leidenschaftlichen Manne, dessen Temperament wenig zu dem empfindsamen Wesen des Königs paßte, die Wege zu ebnen, wehrte seinem Ungestüm, versuchte, ihm unbequeme Gegner zu beseitigen, verteidigte dem Gemahl gegenüber seine Reformbestrebungen. Ja sie drang so weit ein in die verwickelten Fragen seiner Reformen, daß sie ihre Ansichten zu einer an Stein gerichteten Denkschrift über die zur Hebung des sittlichen, religiösen und vaterländischen Sinnes nötigen Maßregeln zusammenfaßte. Es wäre für die Bewertung des Urteils der Königin in politischen Fragen sehr interessant, den Inhalt dieses noch unveröffentlichten Schriftstücks kennen zu lernen. Vielleicht könnten wir dann noch sicherer behaupten, daß Boyen sie unterschätzt hat, wenn er von ihr schrieb: „Sie faßte leicht die ihr vorkommenden Gegenstände auf, doch umfaßte ihr Blick mehr den äußern Umfang jeder Erscheinung.“

Trotz ihrem offenbar großen Interesse und Verständnis für die Pläne Steins hat sie sich doch mit seiner eigentümlichen Persönlichkeit auf die Dauer nicht befreunden können. Sie hatte für den Herbst 1808 eine Reise an den

Zarenhof geplant, von der sie für sich selbst eine lang ersehnte Erholung, für die Politik aber Auffrischung der alten Beziehungen erhoffte. Stein erhob den durchaus sachlichen Einwand, daß die dafür nötigen nicht geringen Mittel besser zur Unterstützung der hart mitgenommenen Provinz Ostpreußen verwandt werden müßten.

Das scheint für die Königin den Ausschlag gegeben zu haben, als sie zu der von zahlreichen Gegnern des rücksichtslosen Mannes gewünschten Verabschiedung Stellung nehmen mußte. Sie hielt ihn nicht. Und doch mußte sie bald erleben, daß die Petersburger Reise, von einer Reihe rauschender Festtage und der persönlichen Freundschaft der russischen Fürstinnen abgesehen, nichts Erfreuliches brachte; ihre Gesundheit schien noch mehr geschwächt, in der Politik aber erfuhr sie eine herbe Enttäuschung. „Petersburg war mir nichts als Pein und Strafe, klagt sie ihrem Vater, ich bin gekommen, wie ich gegangen. . . Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal, mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Des einzigen zuverlässigen Beraters beraubt, muß sich die Königin nun selber zurechtfinden mit den auf sie einstürmenden Unglücksposten von dem Sturze des Schwedenkönigs, der Niederwerfung Spaniens, dem plötzlichen Bruche Napoleons mit Österreich, alles Ereignisse, die ihren Plan, Preußen zu befreien, ins ungewisse hinausshoben. Wohl hätte sie, Hardenbergs frühern Absichten entsprechend, im Jahre 1809 den Zusammenschluß mit Österreich sehr gern gesehen. Aber ihre Briefe zeigen, wie sie zwar nicht weniger bewußt, doch weit vorsichtiger, abwägender, zurückhaltender arbeitet.

„Ich weiß, was ich will, doch kommt nichts über meine Lippen,“ schreibt sie an ihren Bruder und Vertrauten. Offenbar will sie diesmal vermeiden, daß man ihr wie 1806 die Verantwortung zuschiebe, und bleibt ihrem Gemahl gegenüber reserviert. In demselben Sinne antwortet sie dem österreichischen Unterhändler, der nach Königsberg gekommen war, um auf ein Abkommen zu drängen: „Man muß dem Könige nach und nach einen Entschluß abgewinnen, auf dem er dann unabänderlich besteht.“

Das ermutigende „Bald,“ das sie ihm mitgab, sollte nicht kommen. Die Lage Preußens machte es einfach unmöglich. Kaum je in diesen harten Jahren hat die Königin vor einer herbern Notwendigkeit, sich zu bescheiden, gestanden. Ihre eigne Stellung war die denkbar einfachste, die Wiederaufrichtung Preußens war in weite Ferne gerückt, die völlige Beseitigung der Dynastie lag ihr im Bereiche des Möglichen. Wenn sie trotzdem stark blieb, so beruht das allerdings nicht so sehr auf einem besonders weitgehenden Scharfblick für die politische Entwicklung ihrer Zeit als auf der hohen sittlichen Lebensauffassung, zu der sie emporgestiegen war. Das zeigt aufs deutlichste der längste bekannte Brief an ihren Vater, worin sie ihr „politisches Glaubensbekenntnis“ darlegt. Darin schrieb sie, kurz nachdem ihr klagendes „Ade Germania“ ertönt war: „Ganz unverkennbar ist alles, was geschehn ist, und was geschieht, nicht das Beste und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen. Wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und

darüber hinsterben. Wie Gott will, alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt.“

Für sie selber ist es gekommen, wie sie gefürchtet hat, sie hat den goldenen Morgen der Befreiung nicht mehr grüßen dürfen. Aber sie ist nicht von ihrem Gemahl und Volke gegangen, ohne ein teures Vermächtnis zu hinterlassen, nicht ohne eine politische Tat, die wichtigste ihres Lebens, vollbracht zu haben.

Napoleon hatte in den ersten Jahren nach dem Kriege weit über eine Milliarde aus Preußen herausgezogen. Unter ungeheuern Schwierigkeiten hatte die Regierung immer wieder versucht, die rückständigen Kriegsschulden abzutragen. Im Anfang des Jahres 1810 war der Staat an der äußersten Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen. Die wachsende Ratlosigkeit des Ministeriums Altenstein benutzte Napoleon zu dem durch Drohungen unterstützten Vorschlage, den Rest der Schuld durch die Abtretung eines schlesischen Gebietsteils zu begleichen. Das Ministerium hatte den traurigen Mut, auf diese Forderung einzugehen, die eine Verkümmernng des friderizianischen Erbteils in sich schloß. Während der König apathisch den Dingen ihren Lauf ließ, griff seine Gemahlin hier auf das bestimmendste ein. Die ganze Schuldangelegenheit war ihr wohlbekannt, nicht bloß dadurch, daß sie das letzte Wertstück aus dem königlichen Haushalt dafür hatte hergeben müssen. Schon im Jahre 1808 hatte sie beabsichtigt, persönlich in Paris eine Herabsetzung der Forderungen zu erwirken. Stein hatte damals noch ihr Vertrauen. Nur nachdrückliches Zureden des angesehenen Mannes hatte sie davon abgehalten, die Reise zu unternehmen. Auch jetzt entschloß sie sich zu einem ähnlichen Schritt, indem sie durch ihre Schwester dem Kaiser ein Handschreiben überreichen ließ, worin sie Verlängerung der Zahlungsfristen oder Stundung der Abzahlungen vorschlägt.

Am Abend ihres Geburtstags, des letzten, den sie erlebte, langte als Antwort eine die alten Forderungen verschärfende Note aus Paris an. Da entschloß sich die Königin zu selbständigem Vorgehen. Ihr Programm lautete: Keine Landabtretung, Berufung Hardenbergs. Auf Grund dieses Programms hatte sie mit einem in Geldfragen erfahrenen Hofmanne, dem Fürsten Wittgenstein, am folgenden Morgen eine Unterredung. Um Besitzverlust zu vermeiden und das Land dennoch zahlungsfähig zu machen, schlug dieser die Bildung einer Nationalbank vor. Viertausend wohlhabendere Bürger sollten je fünf- undzwanzigtausend Taler zu dem Grundkapital beisteuern.

Das Ministerium, zu dem die Königin in bewußtem Gegensatz stand, bekämpfte diesen Vorschlag und stellte die Gebietsabtretung als unvermeidlich hin. Vergebens versuchte die Königin, in persönlichen Besprechungen dem Pessimismus der Minister entgegenzutreten, vergebens einen Ausgleich herbeizuführen. Die Gegensätze verschärften sich nur noch mehr und erreichten den Höhepunkt, als die Königin ihren Vertrauensmann Hardenberg so eindringlich zur Rückkehr an den Hof aufforderte, daß dieser schließlich Napoleons Machtgebot übertrat. Noch wurde seine Anwesenheit geheim gehalten, aber dem Ministerium war sie um so unbequemer, als Hardenberg auch das Vertrauen des Königs hatte. Um ihn fernzuhalten, scheuten die Minister schließlich nicht vor persönlichen Intriquen gegen die Königin zurück, die in ihrer gewissen-

losen Weise fast peinlicher berühren als die offenen Angriffe ihres Feindes Napoleon. Beyme glaubte Mißtrauen zwischen die fürstlichen Gatten streuen zu können, indem er dem Könige die von Luise verfaßte, an Stein gerichtete Denkschrift unterbreitete, die nur durch Zufall in seine Hand geraten war. Nagler rühmte sich im Besitze von Papieren zu sein, deren Veröffentlichung die Königin Napoleon gegenüber diskreditieren werde.

Aber die Königin ließ sich nicht beirren; obwohl körperlich überaus schwach, wich sie nicht von der Seite ihres Gemahls, bis ihr Programm verwirklicht war. In einer von ihr vermittelten geheimen Zusammenkunft des Königs mit Hardenberg auf der Pfaueninsel riet dieser zur Absetzung der Minister, da sie sich durch ihren Vorschlag unwürdig gemacht hätten, die Regierung weiter zu führen. Nun entschloß sich der König, Hardenberg zu berufen, und damit war — und nicht nur für den Augenblick — die Gefahr vorüber, daß der Torso des preußischen Staats noch weiter zerstückt werde. Es traf sich günstig, daß auch Napoleon mittlerweile Gründe hatte, die Beitreibung der Kriegsschuld auszusetzen.

Mit Behmut lesen wir heute den Brief der Königin an ihre Geschwister, der, unter dem Eindruck dieses bedeutsamen Erfolgs geschrieben, die unaussprechliche Freude widerspiegelt darüber, daß diese Aktion gelungen sei, deren Seele und Leiterin die Königin war. Noch einmal leuchtet hier der köstliche Humor auf, der ihr eigen war und auch in der trübsten Zeit nicht verloren ging:

„Ich bin so glücklich, wenn ich daran denke, daß ich euch beinahe in acht Tagen in Strelitz sehen werde, daß ich ordentlich Krampolini kriegen könnte. Ich verkneip mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar zu ausgelassen gefreut habe, ein Querstich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstiche wären vraiment affreux jetzt. Heute ist es warm und windig, und in meinem Kopfe sieht es aus wie in einem illuminierten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, roten und blauen Vorhängen und hell erleuchtet. Hufsa Teufelchen! Wir bringen keinen Arzt mit, wenn ich den Hals breche, so klebt ihn mir Hieronymi wieder an.“

Bald darauf trat die Königin die Reise in die Heimat ihrer Väter an; sie ahnte nicht, daß sie auch in die ewige Heimat führe. So bleibt Schlesiens Erhaltung und Hardenbergs Berufung ihr politisches Vermächtnis an ihr Volk. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens gab sie das ihrem Gemahl, wie er selbst berichtet hat, zu verstehn. Als er vom Schmerz gebrochen an ihrem Lager niedersank und sie bat, ihn nicht zu verlassen, da sie sein einziger treuer Freund sei, fügte sie leise hinzu: Hardenberg.

Sie hat von sich selber einmal prophezeit, daß man sie nicht zu den berühmten Frauen rechnen werde. Dieses Selbsturteil wird insofern Geltung behalten, als sie nicht eigentlich zu den schöpferisch angelegten Frauen gehört, die wie Elisabeth von England oder die Zarin Katharina einen Thron geziert haben. Kein politischer Ehrgeiz, kein Streben um eignen Ruhmes willen eine wichtige politische Rolle zu spielen, erfüllte sie. Ihre vielseitige politische Tätigkeit wurde durch äußere Verhältnisse veranlaßt, durch die Art ihres Gemahls,

die Not des Landes, das Fehlen geeigneter Ratgeber. Sie trat nicht in dieses Gebiet fertig hinein, wie eine Pallas aus dem Haupte des Zeus. Auch sie mußte fehlen, irren, bereuen und ringen, bis sich in ihr die Pflicht und aus dieser die Kraft und der Geist entwickelten, die ihre Stellung erheischten. Dann aber zeigte sie so unerschütterlichen Mut, so uneigennütige Hingebung, griff sie mit so richtiger, nur dem genialen Menschen eignen Empfindung in das verwickelte Getriebe der Politik ein, daß sie einen Platz in der ersten Reihe derer verdient, die den preussischen Staat haben bauen helfen.

Daß das Maß des ihr beschiedenen Erfolgs nicht größer war, kann ihren Ruhm nicht schmälern. Nicht allein der Gedanke an ihr reines, edles Wesen und tragisches Geschick wird sie deshalb ihrem Volke teuer machen, auch für das, was es ihr an politischen Taten verdankt, wird es ihr eine dauernde Erinnerung schuldig sein. In neuem Lichte erscheint uns jetzt das Wort Heinrichs von Kleist:

Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen,
Daß du so groß als schön warst, war uns fremd.



Kulturkampf und Schisma

(Schluß)



uch über die Gefahren, die bei einer Trennung von Staat und Kirche für die innerpolitische Lage bevorstehn, kann sich der Ministerpräsident nicht täuschen. Vielleicht hat er gerade aus diesem Grunde in der letzten Zeit hier und da Fühlung mit den Progressivisten zu gewinnen gesucht, um auf alle Fälle für die Stunde der Not seine Reihen im Parlament etwas zu stärken. Er erklärt jetzt, daß die Trennung tatsächlich bevorstehe. Nehmen wir an, das Konkordat würde wirklich in den ersten Monaten des nächsten Jahres gekündigt. Das Recht dazu wird dem Staate nur von einigen Sonderlingen der Rechten bestritten, die das Konkordat als synallagmatischen Vertrag nicht für einseitig kündbar ansehen. Die Trennung von Staat und Kirche würde dann wohl unter Zugrundelegung des Entwurfs erfolgen, den der sozialistische Abgeordnete Briand verfaßt hat. Was dann? Der Staat kann doch unmöglich eine Organisation von der universellen Bedeutung der katholischen Kirche einfach ignorieren, zumal da sich bis auf etliche Hunderttausend Protestanten und die Juden sämtliche Franzosen wenigstens äußerlich zum römischen Katholizismus bekennen. Schon vor einem Jahre wurde ein Vermittlungsvorschlag gemacht: die vierzig Millionen des Kultusbudgets aus dem Staatsfinanzgesetz zu streichen und die Sorge für die Kirche den Departements und den politischen Gemeinden zu überlassen. Auch heute noch wird von radikaler Seite beantragt, eine gewisse Übergangszeit frei zu lassen, in der ein Teil des Budgets zur Unterstützung von Gemeinden verwandt werden soll, die die Kultuskosten auf